

Schöne alte Welt

Ein Leben ohne Jeans, Mikrowelle und Internet? Im Jahr 2010 für die meisten Menschen hierzulande völlig unvorstellbar. Und doch: Es gibt Leute, die pfeifen auf iPhone und saisonale Kleiderkollektionen. Lieber leben sie wie in den Dreissiger- und Vierzigerjahren. Weil sie die Ästhetik der Epoche mögen – oder ganz einfach den Verdacht haben, sie seien in der falschen Zeit geboren. Text: Markus Föhn, Fotos: Esther Michel



Ein Film könnte so beginnen, ein alter Schinken in Schwarz-Weiss. Durchs Fenster brennt die Sonne, brennt auf den Stapel von «Ringiers Unterhaltungsblättern», brennt auf die klapprige Urania-Schreibmaschine, es ist Sommer 1949. Aus den Lautsprechern in der Ecke scheppert Evelyn Künnekes neuer Gassenhauer «Barbara, komm mit mir nach Afrika». Hinter der Schreibmaschine sitzt Mario Waser, braungebrannt und drahtig, in Unterhemd und grober Überhose. Er streicht sich mit den Fingern über das dünne Schnurrbärtchen, das ihn ein bisschen aussehender lässt wie Clark Gable, seine grauen Augen fliegen über die soeben geschriebenen Zeilen. Der Waser. Zurück nach dreieinhalb Jahren auf hoher See. Dreimal hat er als Schiffskellner die Erde umrundet, selbst unten in der Antarktis war er, und jetzt ist er wieder da, hat an die hundert Hemden mitgebracht, einen Körper voller Tätowierungen und einen Kopf voller Geschichten.

Genau so könnte er beginnen, der alte Schinken in Schwarz-Weiss. Doch das hier ist kein Film. Das ist alles echt. Das ist Vitznau, Kanton Luzern. Unten glitzert der Vierwaldstättersee, wir schreiben den Sommer 2010 und Mario Waser steht von der Schreibmaschine auf und sagt: «Doch, ich hätte gerne in den Vierzigerjahren gelebt.»

Ein Dasein ohne Flachbildschirm und Fertigsauce

Mario Waser ist 41 Jahre alt. Andere Männer in seinem Alter kurven mit Offroadern oder Familienkutschen herum und bewohnen Lofts oder Einfamilienhäuser, die sie mit Interio-Möbeln und Unterhaltungselektronik vollgestopft haben. Der Waser aber, wie er sich selber nennt, ist anders. Der Waser hat sich eine Welt eingerichtet, die so aussieht, als sei draussen in Europa eben erst der Krieg zu Ende gegangen. Als sei das Rad der Zeit kurz vor Beginn des Wirtschaftswunders stehengeblieben.

Waser, gelernter Koch und Serviceangestellter mit Berufserfahrung zu Lande und zur See, lebt in einer Welt, in der niemand Jeans und T-Shirt trägt. In der niemand ständig an seinem iPhone herumfummelt, ein Navigationsgerät in sein Auto einbaut oder eine Tiefkühlpizza in den Ofen schiebt. Das Haus, das er bewohnt, ist das Wirtschaftsgebäude eines ehemaligen Ferienheims des Metall- und Uhrenarbeiterverbands, erbaut in den Vierzigerjahren. Seine Wohnung hat keine Renovation gesehen seit damals, die Einrichtung ist stilecht, sie ginge problemlos als Museum durch.

Stilecht ist auch Waser selbst. Seine Kleider kauft er sich auf Flohmärkten und in Brockenhäusern, oder er lässt sie sich schneidern, nach Schnittmustern aus den Dreissiger- und Vierzigerjahren. Die Haare schneidet ihm ein 70-jähriger pensionierter Coiffeurmeister, der den Fassonschnitt mit dem stufenlos ausraasierten Nacken noch bestens beherrscht. Waser raucht viel und ausschliesslich Mary Long, und hat er Lust auf Musik, so legt er sich eine Platte der Boswell Sisters auf oder sonst

irgendetwas Jazziges aus den Dreissigern; manchmal auch Volksmusik oder Rockabilly-Sachen. Will er seinen Bruder in Zürich besuchen, setzt er sich aufs alte Militärvelo und fährt los, in zweieinhalb Stunden ist er dort. Will er kochen, tut er das richtig, und das heisst: keine Mikrowelle, keine Fertigsaucen, nichts mit Fischstäbchen. Alles wird selber gemacht, vornehmlich nach der klassischen französischen Küche, und häufig auch nach einem Rezept aus seinem Lieblingskochbuch: «Neuzeitliche Kochkunst für Gesunde und Kranke», erschienen 1936.

Zugeständnisse ans 21. Jahrhundert gibt es wenige in Wasers Welt. Er hat eine E-Mail-Adresse, doch der Computer dazu fehlt ihm. Er

«Das war damals nicht nur eine schöne Zeit, ich will das nicht verherrlichen.»



hat ein Handy, doch als Klingelton ertönen die Andrew Sisters mit ihrem «Bei mir bist du schön» – ein ziemlicher Kracher in den USA, allerdings schon 1937.

Mario Waser, bist du in der falschen Zeit geboren?

Waser ist ein Mensch mit einem umwerfenden Lachen, ein charmanter Kerl, witzig, und wortgewandt, doch auf einmal wird er ernst. Er setzt sich an den Tisch in der Küche, steckt sich die nächste Mary Long an. Sagt: «Das war damals nicht nur eine schöne Zeit, ich will das nicht verherrlichen.»

Und sagt: «Aber ja, vielleicht bin ich wirklich in der falschen Zeit geboren.»

Im Jahr 2010 gibt es in diesem Land vielleicht zwei oder drei Dutzend Menschen, die sich ihr Leben in der Epoche zwischen 1930 und 1950 eingerichtet haben, genau wie Mario Waser. Sie haben diese Zeit nie erlebt. Dennoch fühlen sie sich zu ihr hingezogen, und es reicht ihnen nicht aus, hin und wieder eine alte Swingplatte aufzulegen oder sich einen Film mit Bette Davis anzusehen. Sie wollen die Geschichte leben bis in die letzte Pore. Fasziniert



von der Ästhetik und dem Design der Dreissiger- und Vierzigerjahre, begeistert von der damaligen Mode, verliebt in die Musik.

Organisiert sind sie kaum. Die meisten kennen sich zwar, doch sind sie kein Verein, keine Gruppierung und schon gar keine Bewegung mit einem gemeinsamen Ziel oder einer einheitlichen Weltanschauung. Sie teilen die Leidenschaft für eine Epoche, das ist alles, und abgesehen davon sind sie so verschieden, dass es vielleicht sogar übertrieben ist, von einer Szene zu sprechen.

Schuld ist der Rock 'n' Roll

Auch Karin und Herbert Baschung haben sich entschlossen, ein Leben zu führen, das aussieht wie damals, als die Fluggäste im Zeppelin über den Atlantik reisten und es zwar noch keine Online-Newsplattformen gab, dafür täglich drei Ausgaben der NZZ. Ihre Wohnung in Zürich wirkt, als sei sie irgendwann zwischen 1935 und 1945 eingerichtet worden, sie selber ernten erstaunte Blicke, wenn sie durch die Strassen gehen – die 37-jährige Karin Baschung in der weiten Marlene-Dietrich-Hose oder im engen, knielangen Rock, das Oberteil breitschultrig und hoch geschlossen, Ehemann Herbert im Anzug, mit Fliege und Hut. Für sie beide gilt: Das ist keine Kostümierung. Daheim faul in der Trainerhose herumfläzen und sich bloss für die Strasse optisch siebzig Jahre zurückkatalogisieren, ist nicht drin. Diese Kleider sind Teil des Alltags. Sie sind ernst gemeint, sie sind mit Bedacht ausgewählt und kombiniert, alles stilecht. Herbert Baschung: «Das ist europäische Mode, wie sie Mitte der Dreissigerjahre getragen wurde.»

Und so erstaunlich es klingen mag: Schuld an all dem ist wahrscheinlich der Rock 'n' Roll.

Einstiegsdroge Fünfzigerjahre

Herbert Baschung war Mitte Zwanzig, als er zur Teddy-Szene kam, zu den Rockabillys. Es war Anfang der Achtzigerjahre und eine gute Zeit für die Teddys: Bands wie die Stray Cats traten gerade ein Rockabilly-Revival los, plötzlich war der toteglaubte Rock 'n' Roll in seiner alten Vitalität wieder da, er war hip, Bands und Radiostationen spielten ihn. «Ich hatte Spass dabei und begann



«Man merkt, wenn man sich in der Ästhetik einer Epoche wohlfühlt, wenn einem das Design zusagt, die Mode, die Musik.»





im Zug dieses Revivals auch immer mehr Originalsongs und Interpreten zu entdecken», sagt Baschung. «Aber der Rock 'n' Roll hat ein Problem: Wenn du die Texte verstehst und 25 Jahre alt bist, merkst du, dass das Musik für Teenager ist. Und du denkst: Was habe ich hier eigentlich verloren?»

Teddy konnte Herbert Baschung nicht bleiben, soviel stand fest, und Möglichkeiten sah er nur zwei: Entweder würde er sich den Leuten aus der Szene anschliessen, die der Entwicklung der Musik folgten und dem Beat der Sechzigerjahre zu fröhnen begannen. Oder er würde in die entgegengesetzte Richtung gehen – zu den Wurzeln des Rock 'n' Roll.

Baschung tat Letzteres. Und landete ziemlich schnell in den Vierzigerjahren. «Ich rutschte halt einfach zurück», sagt er. «Ich verfolgte die Spuren des Rock 'n' Roll. Ich wollte seinen Ursprung erspüren und begegnete dabei dem Blues, dem Country, den Volksmusik-Arten die hinter all dem stecken. Plötzlich war ich in den Dreissiger- und Vierzigerjahren. Beim Swing.» Und traf dort auf Karin Baschung – auch sie hatte die Flucht nach hinten angetreten, nachdem sie sich in der Fünfzigerjahre-Szene nicht mehr richtig wohl fühlte. «Mit zwanzig machte das Rockabilly-Ding Spass, aber ich wurde älter und hatte irgendwann keine Lust mehr auf dieses Teenager-Gefühl», sagt sie. «Ich wollte «ladylike» werden. Mich ein bisschen eleganter anziehen. Vom Stil der Kleider her gab es für mich nur eine Möglichkeit: Ich musste ein, zwei Jahrzehnte zurück.»

Aber findet das überhaupt mal ein Ende, wenn man so krampfhaft nach der idealen Epoche sucht? Oder rutscht man da immer weiter zurück? In die Zwanzigerjahre? Ins 19. Jahrhundert? In die Steinzeit?

Herbert Baschung schüttelt den Kopf. «Man merkt, wenn man angekommen ist: Wenn man sich in der Ästhetik einer Epoche wohl fühlt, wenn einem das Design zusagt, die Mode, die Musik.»

Und mit beinahe schon verträumtem Blick fügt er an: «Wenn ich zu einer Swing-Nummer von Teddy Stauffer tanze, dann geht für mich emotional alles auf.»

Liebe geht durchs Ohr

Häufig ist es die Musik, die am Anfang einer Reise in die Vergangenheit steht, der Soundtrack einer Epoche. Natürlich könnte man auch Spass haben an Teddy Stauffers Sound ohne sich gleich in dessen Garderobe zu stürzen – doch die Leidenschaft der Dreissiger- und Vierzigerjahre-Fans für ihre Epoche geht tiefer. Sie wollen mehr als nur die Musik. Man könnte sagen: Sie geben sich nicht mit dem Soundtrack zufrieden, sie wollen den Film dazu. Und sie wollen darin auch gleich mitspielen.

«Die Dreissigerjahre sind eine faszinierende Epoche», sagt Herbert Baschung, belesen und bestens ausgerüstet mit Zahlen und Fakten, um seine Begeisterung zu untermauern. «Die Welt veränderte sich in einem bis dahin ungekannnten Tempo und war geprägt von Umbruch und von Pioniertaten. 1927 etwa gelang Charles Lindbergh die erste Nonstop-Atlantiküberquerung im Flugzeug – ein paar Jahre später gab es bereits Linienflüge zwischen Europa und den USA. Das ist halt schon spannend.»

Und dann kommt ein Wort, das immer wieder fällt im Gespräch mit Menschen, die ihr Leben in die Dreissiger- und Vierzigerjahre vorverlegt haben.

Werte.

In der Küche ist es schön kühl, Mario Waser schenkt Weisswein ein und sagt: «Ich sehe das so: Wenn man z'Tanz geht, bindet man sich eine Krawatte um. Sonst geht man nicht z'Tanz.»

Früher sei das völlig normal gewesen, sagt Waser. Man habe, wenn man das Haus verlassen habe, geschaut, dass man etwas hermasche. Nach etwas aussehe. Aus Wertschätzung gegenüber sich selber und den anderen. Aus Respekt. Aus Anstand. «Es heisst immer, unser

«Es heisst immer, unser Zeitalter sei so grossartig frei und liberal, aber ich vermisse elementare Dinge.»

Zeitalter sei so grossartig frei und liberal, aber ich vermisse elementare Dinge. Ich vermisse zum Beispiel Höflichkeit. Bescheidenheit. Oder Hilfsbereitschaft. Aufrichtigkeit. Der Mensch von heute hat das Gefühl, er sei fortschrittlich und frei, doch letztlich schubst jeder den anderen herum, und wenn es einem dreckig geht, muss er verdammt viel Glück haben, damit er einen findet, der ihm beisteht.»

Früher sei das anders gewesen, sagt Waser, man müsse ja nur einmal die ältere Generation nach Geschichten aus der Zeit ihrer Jugend fragen. Früher hätten die Leute vielleicht weniger zum Leben gehabt, dafür hätten sie besser zu sich geschaut, und zäher seien sie auch gewesen – sie hätten die Dinge verändert, statt bloss gejamert.

Auch Karin Baschung glaubt, dass Werte, die heute grosspurig beschworen würden, zu Worthülsen verkommen seien. «Alle reden von Solidarität, sind aber nur solidarisch, wenn es für sie finanziell drinliegt», sagt sie. «Und alle reden von Toleranz, doch jeder, der nur ein bisschen anders aussieht als die Masse, wird



angestarrt, belächelt und in einer Schublade versorgt. Die heutige Gesellschaft hat jegliches Mitgefühl verloren. Mitgefühl, wie es noch vorhanden war in der Epoche, der wir nachleben.»

Karin Baschung, dann war früher also alles besser und wir sollten uns schleunigst daran machen, das Rad der Zeit zurückzudrehen?

Sie schüttelt den Kopf, schürzt die rot geschminkten Lippen. «Ich behaupte nicht, dass alles besser war damals. Als Frau hätte ich damals weniger Rechte gehabt, die gesellschaftlichen Zwänge wären grösser gewesen als heute. Ich sage nur: Ich glaube nicht, dass das jetzige Zeitalter so grossartig ist, wie alle es sagen.»

Wer im Jahr 2010 herumläuft wie 1958 hats nicht weiter schwer, er profitiert von einer Art Coolness-Bonus, den er Ikonen wie James Dean oder dem jungen Elvis Presley verdankt. Wer dagegen daherkommt wie ein Mensch Ende der Dreissigerjahre, muss sich häufig Vorwürfe und hämische Bemerkungen gefallen lassen. Zum Beispiel, dass er die Kriegsjahre verherrliche – und damit irgendwie in die rechte Ecke gehöre.





«Ich glaube, wir sind viel präsenter im Hier und Jetzt als mancher Mensch, der von sich behauptet, er sei auf der Höhe der Zeit.»

«Völliger Unsinn», sagt Herbert Baschung. «Der Krieg war eine Katastrophe, keine Frage, da verherrlichen wir nichts.»

Wer begeistert sei von der Dreissiger- und Vierzigerjahren tue nur eines, sagt Baschung: Er schätze die schönen Dinge jener Epoche – ohne aber auszublenden, dass sie auch ihre unendlich dunklen Seiten hatte. «Das Zeitalter hatte furchtbare Aspekte, dessen bin ich mir völlig bewusst», sagt Baschung. «Aber jedes Jahrzehnt hat sein hässliches Gesicht. Zum Beispiel die Sechzigerjahre, rückblickend ein goldenes Jahrzehnt, für die Musik wegweisend. Die Welt stand am Rand eines Atomkriegs, in Vietnam tobte ein grässlicher Krieg – wirft man einem Fan der Sechzigerjahre deshalb etwa vor, er verherrliche den Vietnamkrieg?» Das Problem sei, sagt Baschung, dass vielen Leuten zu den Dreissiger- und Vierzigerjahren nur gerade der Zweite Weltkrieg einfallt – nicht aber die Bauhausmöbel, die damals Avantgarde waren

und heute in der Ikea-Version in jedem Wohnzimmer stünden.

Ein anderer Vorwurf: Wer im Jahr 2010 herumläuft wie 1935 ist ein ewiggestriger Nostalgiker, hoffnungslos verstaubt und ohne das geringste Interesse daran, wie die Welt heutzutage funktioniert und was sie bewegt.

Herbert Baschung hat eine Gegenthese: «Ich glaube, wir sind viel präsenter im Hier und Jetzt als mancher Mensch, der von sich behauptet, er sei auf der Höhe der Zeit.» Denn: Wer sein Leben in eine vergangene Epoche vorverlege, versuche eigentlich vor allem die Gegenwart zu verstehen – und interessiere sich deshalb exzessiv für Ereignisse und Zusammenhänge die zu eben dieser Gegenwart führten. «Durch diese ständige Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sind wir in der Lage, aktuelle Ereignisse einzuordnen und zu erklären.»

Und ausserdem: Man kann im Jahr 2010 zwar herumlaufen wie 1935, aber man lebt deswegen noch lange nicht auf einem anderen Planeten. «Wir sind ein Teil der Welt», sagt Karin Baschung. «Auch der Arbeitswelt. Wir können Computer bedienen, wir schreiben Mails, haben Handys, einen modernen Staubsauger. Wenn wir von der modernen Technologie profitieren können, tun wir das. Wir geben ihr nur nicht



diesen Raum in unserem Leben wie die meisten anderen Leute. Wir lassen uns nicht von ihr dominieren.»

1026 Seiten auf der Schreibmaschine

Mario Waser verlässt die Küche und kehrt zurück zur Schreibmaschine, nimmt vom Stapel Papier das erste Blatt, fährt mit dem Finger über die Buchstaben. «Vergangenheit und Gegenwart» haben die Bleilettner der alten «Urania» aufs Blatt geworfen. Das war vor sechs Jahren. Mittlerweile hat der Waser 1026 Seiten auf der klapprigen Maschine getippt und gleichzeitig Dutzende von Notizbüchern vollgeschrieben, in kleiner, enger Schrift. «Ich habe angefangen, von mir zu schreiben, von Dingen, die ich erlebt habe, von Gedanken, die mir durch den Kopf gegangen sind», sagt er. Seine Schultern zucken. «Irgendwann merkte ich, dass ich damit nicht mehr aufhören konnte. Jetzt mach ich halt weiter.» Seine Töchter werden die Geschichten irgendwann bekommen, tranchenweise. Sie leben in Schweden, mit ihrer Mutter, er sieht sie selten.

Der Waser steht da in der groben Überhose, fährt sich durchs Haar. Er lächelt verlegen, er klaubt die nächste Mary Long hervor, unten funkelt der See.

Und ein Film könnte so aufhören, ein alter Schinken in Schwarz-Weiss.